Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 22

Artikel: Heimat [Schluss]

Autor: Bosshart, Jakob

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-639311

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 22 - 24. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 2. Juni 1934

Der Arbeitsmann. Von Richard Dehmel.

Wir haben ein Bett, wir haben ein Kind, mein [Weib!
Wir haben auch Arbeit, und gar zu zweit,
Und haben die Sonne und Regen und Wind,
Uns fehlt nur eine Kleinigkeit,
Um frei zu sein wie die Vögel sind:
Nur Zeit!

Wenn wir Sonntags durch die Felder gehn, mein [Kind,
Und über den Aehren weit und breit
Das blaue Schwalbenvolk blitzen sehn,
O, dann fehlt uns nicht das bisschen Kleid,
Um so schön zu sein, wie die Vögel sind:
Nur Zeit!

Nur Zeit! Wir wittern Gewitterwind, wir Volk.
Nur eine kleine Ewigkeit;
Uns fehlt ja nichts, mein Weib, mein Kind,
Als all das, was durch uns gedeiht,
Um so kühn zu sein, wie die Vögel sind.
Nur Zeit!

Heimat. Erzählung von Jakob Bosshart.

Copyright by Grethlein & Co. A. G., Zürich.

4

Er löste das Nest sorgsam vom Boden los und bettete es, von den Alten verfolgt, oben am Wald ins Gras. Da erinnerte er sich, daß die Vögel sich um eine Brut, die durch Menschenhände versetzt worden ist, nicht mehr kümmern, und er dachte: Nun werden sie verhungern; das ist schlimmer als ertrinken, wozu wollen wir auch immer den Herrgott spielen!

Die Arbeiter kamen aus ihren Bretterhütten hervor und schlossen den Tiefablauf des Baches. Nun ging das Sterben an. Der Tobelbauer setzte sich beklommen auf den Rain, an den sich seine erste Jugenderinnerung knüpfte. Von dort aus konnte er alles übersehen. Auf der Staumauer hockten oder lagen einige Italiener und sangen ein Lied mit lang ausgehaltenen Schlußtönen. Es klang wie ein Grabgesang über den Hof.

Beim Tiefablauf bildete sich ein Teich, der langsam wie eine Schnecke mit ihren Hörnchen an der Staumauer hinauftastete und mit dem Hinterteil behutsam in das Bachbett zurückschlich. Allmählich brach das Wasser da und dort über das Ufer und stahl sich in Wiesen und Felder hinein.

Das wird ein langes Sterben, sagte sich der Tobelhans, der ein viel rascheres Anschwellen erwartet hatte, aber ich bleibe bei dir, mein guter Hof, bis es vorüber ist.

Den ganzen Tag saß er auf dem Rain und sah ein Stück Land nach dem andern in die Flut versinken. Schlich das Wasser in eine Wiese hinein, so grünte und blühte sie im Sonnenschein eine Weile noch üppiger und freudiger als zuvor, in Glück und Wohlergehen glänzte sie auf und hielt den Tod für einen Freund. Aber im Gras verborgen stieg das Wasser immer höher und höher, an Blättern, Stengeln und Halmen zu den Blütenkronen hinan, und dann kam die Tücke zum Vorschein: auf einmal war es aus, die Blüten- und Farbenpracht zum grauen Sumpf geworden, der Tod Herr des Angers geblieben. In den Glocken der Blumen ließen sich Käfer und trunkene Bienen und Hummeln fangen und ersticken. Ueber das Wasser schwebten weiße, braune und gelbe Schmetterlinge, setzten sich auf einen Halm, der noch hervorragte, und schienen sorglos aus der Todesflut zu trinken. Dann flogen sie plötzlich auf und davon, wie von einem Schauder erfaßt.

Gegen Abend geschah etwas Seltsames. Das Wasser hatte die Matte erreicht, die sich unten am Rain ausdehnte. Auf einmal wurde der Bauer durch eine rasche Bewegung aus seiner ruhigen Betrachtung herausgerissen, und als er schärfer hinsah, war es eine Maus, die ängstlich auf ihn zulief, bei seinem Anblick in noch größeren Schrecken geriet

und wie ein Pfeil an ihm vorbeischoß. Hinter ihr brach eine ganze Schar aus dem Grase hervor und floß wie eine braune Welle den Rain hinauf, um sich in den Schollen des Ackerlandes zu verlieren.

Aufmerksam geworden, bemerkte der Bauer nun auch anderes Getier. Ein Maulwurf vergrub sich, kaum der Flut entronnen, vor seinen Füßen pfeilschnell wieder in den Boden, während eine Blindschleiche und zwei Eidechsen weniger wasserscheu schienen, sich langsam verdrängen ließen und immer wieder zurückstrebten, als zöge der Sumpf und der Tod sie an. Ein Wiesel rettete sich in das Gemäuer des Hauses; es streckte neugierig bald da, bald dort den beweglichen Kopf mit den schwarzen Augen zwischen den Steinen hervor, bis es plötzlich in weitem Sprung herausfuhr. Mit einer Maus im Maul kehrte es zurück und verschwand dann für immer.

Auf das größere Getier folgte das kleine. Schwärme von Heuschrecken, in die sich ein paar Grillen mischten, sprangen lustig vorüber, die Flucht schien ihnen ein Spiel; wie hätte das Wasser ihren Sprüngen folgen können? Einige von ihnen verzögerten sich und nagten, die Gefahr verachtend, an einem fetten Blatt oder Kraut. Anders war es den Goldkäfern zumute. Sie waren zu Tode erschreckt und krabbelten mit ängstlicher Eile der Höhe zu, jedes Hindernis vermehrte die Angst in ihren Augen und Bewegungen. Mit ihnen wetteiferten rote und schwarze Ameisen; viele von ihnen kletterten auf Grashalme und glaubten sich so für immer geborgen.

Der Bauer empfand Lust, sie von dort zu vertreiben, aber er dachte: Wir Menschen retten uns auch manchmal auf einen Halm und dünken uns klug. Ich will nicht wieder den Herrgott spielen.

Alles, was im Grase oder im Boden versteckt gewesen und gehaust hatte, verließ den untergehenden Hof, alle Kraft und Anstrengung auf das Leben gerichtet. Nur ein paar Singvögel flatterten klagend über die Wasserfläche, unter der ihre Brut lag, und schienen eher zum Sterben als zum Leben hingezogen.

Während Hans Schollenberger all die Not und all die Leidensgefährten teilnehmend betrachtete, schlängelten sich zwei große Ringelnattern hintereinander heran, betrachteten ihn einen Augenblick mit ihren mißtrauischen kalten Augen, wie wenn sie in ihm den Urheber der Sündflut vermuteten, und kehrten dann scheu zum Wasser zurück, durch das sie behende mit erhobenem Kopf davonschwammen. Ihre blauen Schuppen schillerten im Wasser.

Bei ihrem Blick war dem Bauern unheimlich geworden, und es erfaßte ihn inmitten des schleichenden, krabbelnden, geängstigten Ungeziefers etwas wie eine abergläubische Furcht und ein Grausen. War er nicht der Schutzherr all dieser Geschöpfe gewesen, ihr Ernährer und Freund? Jetzt hatte er sie verkauft, heimatlos gemacht oder dem Tode überliefert, und er fühlte, daß sie ihm nun verfeindet waren, ihn als einen Verräter haßten.

Er stieg etwas weiter hinauf zu den Trümmern seines Hauses und legte sich, als die Dunkelheit hereingebrochen war, auf den Ofen, wie früher an kalten Winterabenden.

Er wollte sich zum Schlaf zwingen, um für einige Stunden Ruhe zu haben; aber da sah er mit geschlossenen Augen den bösen Blick der Nattern wieder, und wieder erfaßte ihn das abergläubische Grauen. Hausten nicht auch in diesem Gemäuer Geister, die einst gut und freundlich gewesen, jetzt aber rachsüchtig sein mußten, weil sie durch ihn ihre Ruhestätte verloren hatten? Seine Eltern und Großeltern, seine Frau und Ida, das ertrunkene Kind, schauten ihn aus dem Schutt traurig und vorwurfsvoll, fast bedrohlich an.

Ihre Bilder hatten nach ihrem leiblichen Tode im Hause weitergelebt, so hatte es ihm immer geschienen; wo sollten sie nun hingehen? Es blieb ihnen keine Ruhestätte mehr als das Grab, der öde Kirchhof, wo die Abgeschiedenen neben- und übereinander liegen, wie geklaftertes Holz. Und sie hatten den Hof so geliebt! Ihr ganzes Leben hatte ihm gegolten.

Hans Schollenberger richtete sich auf dem Ofen in die Höhe und sah um sich; er faßte jedes Ding scharf ins Auge, damit ihm die Gespensterfurcht vergehe, die ihm heimlich anfing die Haare zu Berge zu stellen. Da ging eben der Mond auf und spiegelte sich zum erstenmal in dem werdenden See. Der Anblick war für den Bauern so seltsam, neu und unfaßlich, daß ihm die Augen feucht wurden. Eine größere Rührung hatte er selbst an der Leiche seiner Frau nicht empfunden.

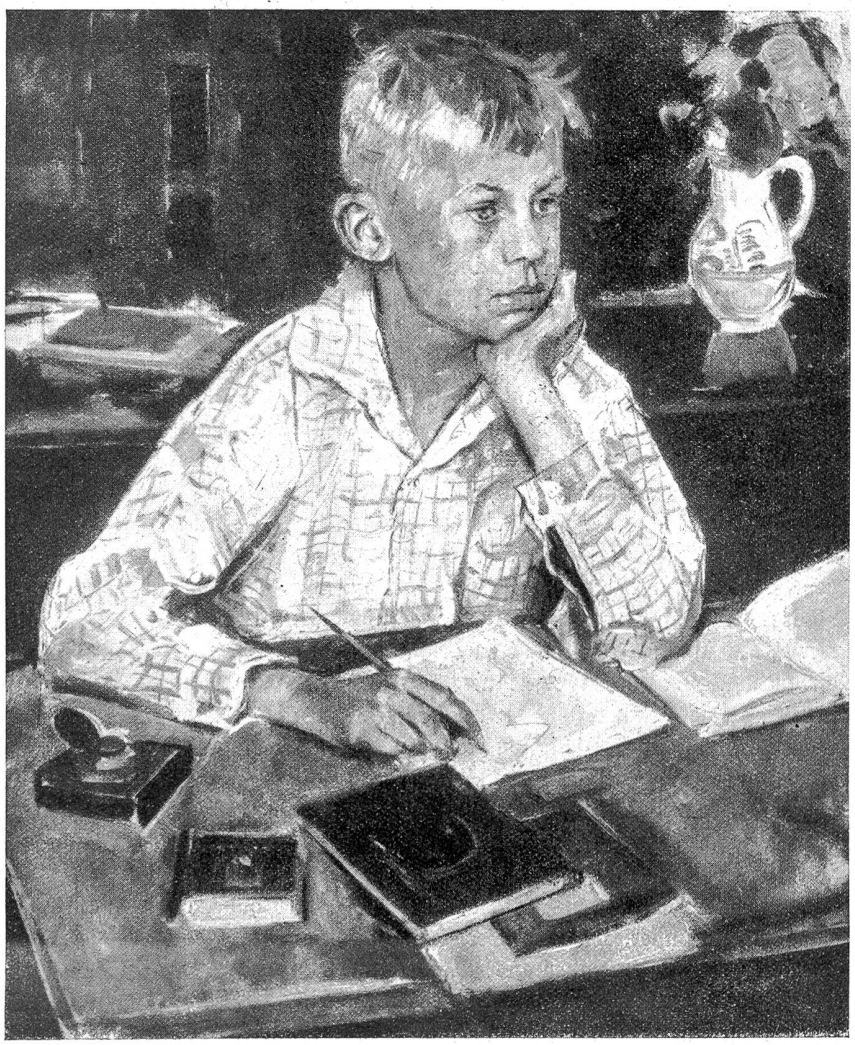
Wie er so saß und dem Mond zusah, der sein bleiches Gesicht im Wasser badete, berührte ihm etwas leicht den Rücken. Ihn schauderte, er erwartete nichts anderes, als es werde ihn eine Geisterfaust im Nacken fassen und schütteln, ihm das Genick mit einem heftigen Ruck brechen. Da schlich es ihm vor die Augen, es war Peter, die Katze. Ein freudiger Ausruf entsprang seinen Lippen, nun war er nicht mehr allein, Geister überfallen nur die Einsamen. Er faßte das Tier mit kindlicher Freude und streichelte es, er nannte es seinen Freund und wußte, daß er von nun an kein lieberes Wesen mehr auf der Welt hatte. Er streckte sich wieder müde auf den Ofen aus, öffnete vorn seinen Kittel und bereitete der Katze auf seiner Brust ein geschütztes Lager, sie sollte es warm haben in dieser traurigen Nacht. Dafür sollte sie ihn aber auch vor den Geistern und bösen Gedanken schützen. Bald darauf schlief er ein.

Gegen Morgen kam ein Traum über ihn. Er sah seinen Vater und seinen Großvater unten am Bach auf dem Kies liegen, lang hingestreckt. Wie er sie anschaute und anreden wollte, verwandelten sie sich in Fische, in riesige Forellen mit glänzenden Schuppen und blutroten Punkten, aber mit menschlichen großen Augen, die von Zeit zu Zeit auf ihn richteten und mit den Wimpern schlugen. Sie schwammen in einem Tümpel umher, zogen verschlungene Kreise um sich und funkelten jedesmal in der Sonne, wenn sie sich auf die Seite drehten. Der Vater, der die gländeren Augen hatte, schwamm näher zu ihm heran und flüsterte wie ein Wässerlein, das über Kiesel rieselt: „Du mußt ein Fisch werden, Hansli, da ist man vor dem Ertrinken sicher!“ Es war die Stimme aus der fernen Kindheit. Und während der Vater das sagte, sprang er in großem, freudigem Schwung über das Wasser empor und wurde, wie er so flog, zu einem prächtigen Regenbogen, unter dem der Großvater langsam und selig dahinschwamm und leuchtende Kreise durchs Wasser zog. Der Anblick war unsagbar won-

nig! Da aber schlich eine Natter mit kalten, verschmitzten Augen heran, legte sich Hans Schollenberger um den Hals und zog so kräftig zu, daß ihm der Atem stockte. Er wachte jäh auf, griff nach dem Hals und gewahrte, daß sich die Katze unter seinen Bart gelegt hatte. Er schleuderte sie weit von sich, von Entsetzen erfaßt. Wie ihm dann die Ueberlegung kam, bereute er sein rasches Tun und rief sie bei ihrem Namen. Der Ruf lockte sie wieder aus dem Winkel hervor, in dem sie sich verkrochen hatte, aber sie grollte. Trotzig setzte sie sich auf eine Mauer und ließ sich nicht bewegen näherzukommen; das Mondlicht leuchtete grün aus ihren weitgeöffneten, zornigen Augen zurück.

*

Langsam füllte sich das Wasserbecken, langsam ertrank der Hof. Der Bauer stand auf seinem Boden, bis ihn die steigende Flut vertrieb. Jedem Fleck Erde wollte er in dem Augenblick, da das Wasser sich darüber schloß, den letzten Gruß geben. Er knurrte und haderte nun nicht mehr, er wachte ja bei einem Sterbenden, da galt es, mitzuleiden und gute Gedanken zu fassen. Fast alle Arbeiter waren abgezogen; der Ingenieur, der nicht mehr viel zu tun hatte und sich langweilte, gesellte sich zuweilen zum Tobelhans, dessen Seelennot er allmählich begriff. Er schalt ihn mit gutgemeinten Worten aus, er redete ihm zu, er solle doch den Hof verlassen, das Stauen könne wochen-, monatelang dauern, bei dem unvernünftigen Abwarten werde er noch vollends von Sinnen kommen. Der Tobelhans hörte ihn an und ging dann wortlos dem Rande des Wassers entlang oder sah der Katze zu, die fliehendes Ungeziefer abfing und damit spielte. Sie hatte eine kurzweilige Zeit und ließ den Meister um ihre Gunst werben.



Paul Plontke: Schularbeiten.

Aber die Tage verstrichen, ohne daß das Wasser große Fortschritte machte, denn das Becken weitete sich nach oben mächtig. Schon war eine Woche verstrichen, und noch stand die Hausruine im Trocknen. Der Bauer hatte die Mundvorräte, mit denen er sich versorgt hatte, aufgezehrt, und der Hunger bohrte in seinem Magen und begehrte auf. Der Ingenieur oder der Maschinenmeister hätten gern ihren Imbiß mit ihm geteilt, aber er war zu stolz, um etwas von ihnen anzunehmen; ins Dorf hinabsteigen wollte er auch nicht, das verbot ihm sein Eigensinn, er hatte sich ja versprochen, beim Hofe bis zuletzt auszuharren. Am siebenten Tage war es drückend heiß geworden, zum Hunger gesellte sich ein unbändiger Durst, und das Wasser, in den leeren Magen getrunken, verursachte Uebelkeit. Hinter dem Walde hatte die Hitze eine mächtige Wolke aufgetrieben, die wie ein Schneeberg hoch ins Tal hineinschaute, dann zusammenstürzte und sich schwarz färbte. Es war ein Gewitter im Anzuge, schon rollte es dumpf hinter dem Bergkamm.

Da kam die Feigheit über den Tobelhans. Wo sollte er sich vor dem Gewitter schützen? Wo die Regennacht zubringen? Wie sollte er dem Hunger noch länger widerstehen? Er hatte in seinem ganzen Leben nie länger als ein paar Stunden gehungert.

„Ich gehe ins Dorf", sagte er, sein Gewissen beschwichtigend, „ich verbringe dort die Nacht und bin am Morgen mit allem versehen wieder da. Vor höherer Gewalt hat kein Versprechen Halt."

Als er bei strömendem Regen nach Hause kam, empfing ihn die Schwester mit unfreundlichen Blicken und zänkischen Worten; denn sie wußte nicht, wo er die ganze Zeit gewesen war, und hätte bald angenommen, es sei ihm etwas zugestoßen. Die Unruhe, die sie ausgestanden hatte, ließ sie nun an ihm aus. Mißmutig trat Hans wieder in den Regen hinaus und ging auf dem kürzesten Wege ins Wirtshaus. Er aß sich satt und betrank sich dann so sinnlos, daß er erst nach drei Tagen wieder ins Tobel zurückkehren konnte.

Mit wüstem Kopf und schlechtem Gewissen, mit Ekel vor sich selber erfüllt, stieg er hinauf. Wie durfte er dem Sterbenden entgegentreten?

Als er ankam, war das Becken gefüllt; eine gelbe Wasserfläche, auf der Aeste und Baumstrünke schwammen, lag wüst über dem ganzen Hof, die schweren Gewitterregen der letzten Tage hatten den Bach wild gemacht und hohe Schlammfluten in den neuen See geworfen. Vom Haus, von den Feldern und Wiesen war nichts mehr zu sehen, das war alles klaftertief ertrunken.

„Nun hab' ich ihn in seiner letzten Not doch noch verlassen, ich Saufaus!" knirschte der Bauer, als er erstaunt und traurig über das Wasser blickte. „Ich bin ein verkommener Tropf."

Er ging dem Ufer entlang und stieß auf die Katze, die bekümmert auf ihn zukam und sich streicheln ließ. Ihre gute Zeit war vorbei, da und dort schwamm eine ertrunkene Maus oder ein Maulwurf auf dem Wasser oder lag, von Fliegen umschwärmt, am Ufer; das war alles, was von der jagdherrlichen Zeit übriggeblieben war. Hans Schollenberger deutete ihre Trauer anders und sagte, indem er sich zu ihr hinabbückte und ihr mit der Hand den Rücken streichelte: „Gelt, das ist ein Schauen! Du bist treuer als ich, du allein hast ausgehalten, das will ich an dir gutmachen. Ich habe für niemand mehr zu sorgen als für dich, die Kinder wollen nichts mehr von mir, und Grite braucht mich nicht, du aber hast mich nötig, du mußt wieder eine Heimat haben."

Er nahm Peter auf den Arm und stieg, seinen Stolz überwindend, zum Maschinenhaus hinab. Dort fragte er, ob nicht für ihn und das Tier ein Stübchen übrig wäre, er wolle hier bleiben, bis sich das Wasser geklärt habe, es nehme ihn wunder, wie der See dann aussehe. Wie war er froh, daß sich ein unbenutzter Winkel fand!

Er verließ den See nicht mehr, stundenlang, halbe Tage lang saß er am Ufer und spähte in die Tiefe. Das Wasser klärte sich allmählich, das gelbe Schlammbecken wurde zum blauen Spiegel, in dem sich der Hügel und der Wald bis zum letzten Zweig und Wipfel abmalten, in dessen Tiefe weiße Wolken flossen und Weihe ihre stillen Kreise zogen. Dann und wann stiegen Luftblasen aus der Tiefe auf und platzten an der Oberfläche. Und mitten in diesen bunten wechselnden Bildern ahnte der Blick gelbgefärbtes Mauerwerk, Büsche, die noch in Laub und Blust standen und sich schwer behangen zu Boden neigten, Wiesen, die noch mit dem Tode rangen und aus dem Schlamm Halme und Blattspitzen verzweifelt hinauf zu dem entrückten Lichte streckten. Auch der Steg, der das alte Bachbett überbrückte, war noch zu sehen. Wer mochte ihn gehen? Wolkenbilder? Wassergeister? Die alten Tobelhofbauern?

Dann und wann sprang ein Fisch aus der Flut empor, blitzte in der Sonne auf und warf einen Ring auf das Wasser, der bis zu den Ufern hinüberwuchs. Dann dachte der Bauer an seinen Vater und Großvater, die als Forellen in der Tiefe hausten und im Mondlicht goldene Bänder nach sich schleiften. Und es überfiel ihn eine große Traurigkeit und Sehnsucht nach den Tiefen, wo die Fische über seine Wiesen glitten oder von seinem guten Brunnen tranken. Wie mußte ihnen das Quellwasser schmecken mitten im See! Er sah sie mit ihren Mäulern gegen die Röhre stoßen, sich um den kühlen, schmackhaften Trank zanken und dann sich in neckischem Spiel verfolgen und tummeln.

Nach einiger Zeit wurde ein Kahn angeschafft, in dem ein Arbeiter vom Bach hereingeschwemmte Waldtrümmer, Wurzeln, Stämme, Aeste herausfischte. Der Tobelhans erbot sich, ihm zu helfen, und guckte ihm das Rudern ab. Von da an sah man ihn oft an sonnigen Sommertagen mit eingelegten Rudern auf dem Wasser treiben, den Blick unverwandt in die Tiefe gerichtet, wo sein ganzer Lebensinhalt zwischen zitternden Spiegelbildern lag. Manchmal hatte er die Katze bei sich; sie saß auf dem breiten Hinterteil des Schiffchens und ließ sich das Fell von der Sonne erwärmen; zuweilen blickte sie, ein paar Minuten lang ihren Meister nachahmend, über den Rand ins Wasser und fuhr dann plötzlich, wie von Angst erfaßt, zurück.

Es war ein ununterbrochenes Traumleben, das der Bauer führte, keinen ließ er in sich hineinsehen, nichts trat ihm von seinem Innenleben über die Lippen, keine Klage, kein Vorwurf, kein Wort der Trauer oder der Sehnsucht. Nur an einem Herbsttage packte ihn das Leben noch einmal an und griff ihm tief in die Seele. Er hatte seit ein paar Tagen seine Katze vermißt und sie im Walde ringsum gesucht. Umsonst. Da, wie er früh am Morgen im Kahn über den See fuhr, sah er etwas Dunkles an der Oberfläche des Wassers treiben, und als er näher zusah, war es Peter. Die Jagd war vor einigen Tagen eröffnet worden. Ein Jäger hatte das Tier im Walde angetroffen, als Wilddieb erkannt und jagdrechtlich erschossen.

Nun war Hans Schollenberger ganz allein. Er zog seinen Freund aus dem Wasser und begrub ihn oben am Waldrand, dort, wo sie einander zum erstenmal als Heimatlose begegnet waren. Am Abend kehrte er nicht in seine Kammer zurück, und als der Maschinenmeister am Morgen nach der Schleuse sah, entdeckte er mitten auf dem Wasser den leeren Kahn, von braunem Laub umspielt, das der Herbstwind in der Nacht auf den See gestreut hatte. Der Tobelhans lag unten auf seinem Hof dicht neben dem Brunnen. Der Grund, aus dem er gewachsen war, hatte ihn heimgelockt.

Aus der Tiefe der Waldschlucht aber klingt nun Tag und Nacht eine wuchtige Weise, die Schlucht ist ein Riesenmund, der sein Lied in die Welt summt. Von weitem hört es der Wanderer, und der Wald singt mit. Es tönt fast übermenschlich, und wer es vernimmt, weiß, daß etwas Gewaltiges sich dort dreht und wälzt und schwingt. Es ist das Lied unsrer Zeit. Die alten Mühlen, ja die Sturzbäche verstummen davor, alle die alten festlichen Winkel ziehen ein Arbeitskleid an oder verschwinden wie der Tobelhof.

Doch wer weiß: Wenn einmal die Werke unsrer Zeit alt geworden sind und ein neuer Geist sie verdrängt, liegt vielleicht auch über ihnen der verklärende Glanz der Dichtersonne. (Ende.)

Sinnspruch.

Tu frei und offen, was du nicht kannst lassen,
Und lerne früh nur deine Fehler hassen,
Kannst du dich selbst nur fest zusammenfassen,
Dann gehe mild den anderen entgegen:
Doch wandle streng auf selbstbeschränkten Wegen,
So hängt an deine Schritte sich der Segen.

Gottfried Keller.